



**MARCHIVUM**

MANNHEIMS ARCHIV  
HAUS DER STADTGESCHICHTE  
UND ERINNERUNG



## **MARCHIVUM Druckschriften digital**

### **General-Anzeiger der Stadt Mannheim und Umgebung. 1886-1916 1903**

528 (12.11.1903) Abendblatt

[urn:nbn:de:bsz:mh40-100715](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-100715)



# General-Anzeiger



Abonnement:

**Kapitaler Ausgabe**  
50 Pfennig monatlich.  
Erste Jahrgang 20 Bde. monatlich,  
durch die Post bez. incl. Porto  
auschlag 20 Bde. 2.42 pro Quartal.  
Einzel-Nummern 5 Pf.  
**Nur Sonntags-Ausgabe**  
20 Pfennig monatlich,  
inkl. Porto od. durch die Post 25 Pf.

(Badiſche Volkszeitung.)

der Stadt Mannheim und Umgebung.

(Mannheimer Volksblatt.)

## Unabhängige Tageszeitung.

Erscheint wöchentlich zwölf Mal.

E 6, 2.

Gefunden und verbreitetste Zeitung in Mannheim und Umgebung.

E 6, 2.

Schluss der Inseraten-Aufnahme für das Mittagsblatt Morgens 9 Uhr, für das Abendblatt Nachmittags 3 Uhr.

— Für unverlangte Manuskripte wird keinerlei Gewähr geleistet. —

Telegraphen-Adresse:

„Journal Mannheim“  
In der Postliste eingetragen  
unter Nr. 3021.

Telephon: Direktion und

Druckerei: Nr. 341  
Redaktion: Nr. 377  
Expedition: Nr. 218  
Filiale: Nr. 315

Nr. 528.

Donnerstag, 12. November 1903.

(Abendblatt.)

### Der Prozeß gegen Leutnant Vilse

Vor dem Meier Kriegsgericht, der gestern mit der Verurteilung des Angeklagten endete, war geeignet, recht gemischte Empfindungen auszulösen. Nur die Sozialdemokratie wird ihn, als eine neuerschlossene Fundgrube für ihre Agitation, nach einer langen Reihe trüber Tage mit ungemischter Freude genossen haben. Nicht, daß wir etwa gewünscht hätten, die Öffentlichkeit möchte in größerem Maße ausgeschlossen worden sein; im Gegenteil, wir finden es außerordentlich dankenswert, daß das Gericht den Mut gehabt hat, all diese unerquicklichen Dinge möglichst im hellen Lichte des Tages zu verhandeln. Daß sie verhandelt werden mußten, daß die Anklage für die von Vilse verurteilten Taten den Wahrheitsbeweis liefern mußte, das wird manchem aufrichtigen Freunde des deutschen Heeres ein bedenkliches Kopfschütteln abnötigen.

Der Leutnant Vilse hat seinen Roman als ein rechter Kämpfer geschrieben. Geste hat einmal von den Wahlverwandtschaften gesagt: Darin sei kein Zug, der nicht erlebt worden; aber auch keiner so, wie er erlebt worden. Wie könnte es auch anders sein, wenn — nach Jolas ebenso knapper wie zutreffender Erklärung, das Kunstwerk ein Stück Natur ist, geschaut durch ein Temperament. Vilse's Roman „Aus einer kleinen Garnison“ ist aber offenbar nicht durch ein Temperament, sondern durch eine photographische Linse geschaut. Sehr im Gegensatz zu Gervais' „Jena oder Sedan“, dem man den Charakter eines wirklichen Kunstwerks, wenn auch eines ungleich gearbeiteten, nicht absprechen kann. Außerdem ist Gervais ein unabhängiger Mann, der niemand als seinen Genossen und dem Publikum Menschenhaft schuldig ist. Stellt man sich aber vor, eine derartige Schriftstellerei, wie sie Leutnant Vilse betreibt, sollte erlaubt sein; so wird man zugeben müssen, daß damit zugleich der Verdacht auf jegliche Disziplin ausgesprochen wäre. Nicht im Heere allein, sondern in jedem beliebigen Verwaltungszweige, in jeder Organisation. Daß ein Angestellter seine Kollegen und Vorgesetzten im Dienst, mögen sie mit soviel Rücksichtlichkeit behaftet sein wie sie wollen, so absonderlich wie Vilse das getan hat und die Konterfeis dann in alle Welt hinausläßt, das geht nicht an, das kann nicht straflos bleiben. Hat es sich doch selbst die Sozialdemokratie höchst energisch verboten, daß ein aktiver Genosse von ihr intime Porträts entwerfe, wie es Bernhardt in dem in Dresden internierten Artikel über „Parteilichkeit“ getan hatte. Was dem aktiven Genossen als Mindestmaß an Körpergeist nicht erlassen wird, darf man wohl erst recht dem aktiven Leutnant beanspruchen. Es mag schon sein, daß die kaiserliche Kabinettsordre über die literarische Tätigkeit aktiver Offiziere ursprünglich Romane nicht im Auge gehabt hat; darüber kann aber doch kein Zweifel sein, daß es ihrem Geiste durchaus widersprechen würde, wollte man Romane wie den Vilse's passieren lassen. Der Leutnant ist, gelinde gesagt, das Opfer seiner eigenen Unvorsichtigkeit gewesen.

Damit könnte man den Fall, als eine subjektive Angelegenheit des Angeklagten, erleben lassen, wählte man dem Leutnant Vilse nicht zugeben, daß er sich mit seiner strafbaren Handlung objektiv ein Verbrechen erworben hat. Es ist tief bedauerlich, daß es erst eines öffentlichen Skandals bedurfte, um die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf die Zustände in der Garnison Forbach zu lenken. Denn daß dort, im An-

schluß an den Prozeß, demnächst einmal Großreinemachen gehalten wird, nehmen wir als selbstverständlich an. Damit ist die Sache aber nicht abgetan. Der gemahregelte Leutnant hat, mit oder ohne Nebenabsichten, den Finger an eine Wunde gelegt, die unmöglich noch lange sich selbst überlassen werden kann, ohne den Körper unseres stolzen Heeres in gefährlicher Weise anzugreifen. Man braucht nicht gleich zu verallgemeinern und in pessimistischer Uebertreibung anzunehmen, in jeder kleinen Garnison herrschen ähnliche Zustände wie in Forbach. Andererseits aber kann man unmöglich blind dafür sein, daß es sich hier auch nicht um einen betrüblichen Ausnahmefall handelt, von dem Rückschlüsse auf die Allgemeinheit durchaus unstatthaft seien. Forbach ist ein besonders trübseliges Symptom, aber doch auch ein Symptom der schleichenden Krankheit, die den alten Geist des deutschen Heeres langsam aber sicher zu verdrängen droht. Man darf wohl das Vertrauen zu unsern obersten Kriegsherrn haben, daß er den hier bloßgelegten Schäden nicht passiv zuzusehen gewillt ist; so wenig wie er das bei den gehäuften Mißhandlungen Untergebener getan hat.

### Politische Uebersicht.

Mannheim, 12. November 1903.

#### Schiffahrtsgesetz.

Ein ostpreussisches Blatt will in Erfahrung gebracht haben, daß auf Betreiben der Agitation in den Ministerien allen Ernstes der Plan ebrütet werde, die Abgabefreiheit für die Schifffahrt auf dem Rhein und auf der Elbe zu beseitigen. Dazu bemerkt die „Nat.-Lib. Korrespondenz“: Wir möchten die Frage aufwerfen: In welchen Ministerien trägt man sich mit einem solchen Plan? Diese Nachricht scheint doch nur darauf hinauszuweisen, dem preussischen Handelsminister derartige rückschrittliche Maßnahmen anzudeuten! Oder sollte der landwirtschaftliche Minister sich den Konservativen schon fest verpflichtet haben? Bei den Konservativen besteht allerdings der Plan, die Verkehrsfreiheit auf unseren Strömen zu unterbinden; deshalb schlagen wir neulich die Marktkommission, um auch auf diese neue Gefahr wirtschaftlichen Rückschlusses durch die Konservativen frühzeitig aufmerksam zu machen, damit nicht der Landtag und Reichstag von dieser Seite überumpelt werde. Wir vertrauen aber, daß sich kein preussisches Ministerium findet, den Konservativen auch in Unterdrückung des freien Schifffahrtverkehrs auf dem Rhein und der Elbe entgegen zu kommen. Zudem würde ein solches Beginnen das Zustandekommen der Handelsverträge mit Oesterreich, der Schweiz und Belgien nur noch mehr erschweren und komplizieren. Denn mit diesen Staaten müßten die abgeschlossenen Konventionen über die freie Schifffahrt auf den genannten Flüssen geändert werden. Unter allen Umständen tun die liberalen Parteien gut, von vornherein gegen jede fiskalischen und partikularen Strömungen unserer Regierungen, welche die freie Schifffahrt beschränken wollen, Front zu machen.

#### Arbeitslosen-Versicherung.

Der Beirat für Arbeitslosen-Versicherung, der dieser Tage im reichsstatistischen Amt versammelt war, hat u. a. beschlossen, zu ermitteln, welche Einrichtungen im Auslande zur Unterstützung Arbeitsloser bestehen; es sollen hierbei sowohl die Einrichtungen

der Gewerkschaften wie die öffentlichen Versicherungen, die in Bern, St. Gallen, Basel, Zürich und Genf bestehen, berücksichtigt werden. Es ist das Verdienst der Schweiz, auf diesem noch so heiklen Gebiet der Arbeiterversicherung die ersten gesetzgeberischen Vorstöße gewagt zu haben. Den ersten Anstoß gab ein Antrag der schweizerischen sozialdemokratischen Partei, welche auf Grund des Art. 121 der Bundesverfassung und des Bundesgesetzes vom 2. Januar 1892 über die Volksinitiative anfangs 1893 eine Agitation für die verfassungsrechtliche Einführung des „Rechts auf Arbeit“ ins Leben rief und nach Zusammenbringung der erforderlichen 50 000 Unterschriften am 4. Juni 1894 in der Bundesversammlung ein entsprechendes Postulat zur Abstimmung brachte. Danach ist das Recht auf ausreichende (1) lohnende Arbeit jedem Schweizerbürger gewährleistet und die Gesetzgebung des Bundes hat diesem Grundsatz unter Mitwirkung der Kantone und Gemeinden in jeder möglichen Weise praktische Geltung zu verschaffen. Schon unter dem 13. Januar 1893 hatte der Stadtrat zu Bern in der Erwägung, daß die unverschuldeten Arbeitslosigkeit eine ständige Begleiterscheinung der heutigen wirtschaftlichen Zustände geworden sei und deshalb der bestehenden Gesellschaft die moralische Verpflichtung obliege, Abhilfe zu schaffen, zumal die Arbeiter erfahrungsgemäß allein dazu unermöglicht seien und andererseits die Armenpflege hier gänzlich versage, den Beschluß gefaßt, die Einrichtung einer Versicherungskasse gegen Arbeitslosigkeit anzustreben. Erzen Verwirklichung der Gemeinde übernehme. Im Kanton St. Gallen war im November 1893 im Großen Rat der Antrag gestellt worden, den Regierungsrat einzuladen: „dem Großen Rat Bericht und Antrag einzubringen, ob nicht auf dem Wege der Gesetzgebung den politischen Gemeinden das Recht eingeräumt werden könne, die obligatorische Arbeitslosenversicherung einzuführen“. Dieser Antrag wurde angenommen und führte im Mai 1894 zu einem am 25. Juni 1894 in Kraft getretenen Gesetz. Im Kanton Basel-Stadt wurde ein entsprechender Entwurf am 23. November 1899 angenommen. Danach werden alle unverschuldet erwerbenden Personen, welche als Bürger oder als Ansässige seit mehr als einem Jahre im Gebiete des Kantons wohnen und in den dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellten Betrieben arbeiten oder als Bau- oder Erbauer beschäftigt sind, vom zurückgelegten vierzehnten Altersjahre an nach Maßgabe der Bestimmungen des neuen Gesetzes gegen unverschuldeten Arbeitslosigkeit zwangsweise versichert.

#### Der Gesetzentwurf über Familienidealkommission für Preußen.

Die Reformbedürftigkeit der Gesetzgebung über Familienidealkommission hat in den letzten 8 Jahren mehrfache Versuche gezeigt, die großen Unzulänglichkeiten dieser Gesetzmaterie in Preußen wenigstens einigermaßen den modernen Verhältnissen anzupassen. Vor einigen Wochen ist nun, nachdem die auf Grund einer Denkschrift des landwirtschaftlichen Ministeriums aus dem Jahre 1890 ausgearbeiteten Gesetzentwürfe vom Jahre 1898 und 1900 keinen Anklang gefunden hatten, ein neuer, von den preussischen Ministerien der Justiz und der Landwirtschaft gemeinschaftlich bearbeiteter Entwurf der Öffentlichkeit übergeben und auch bereits mehrfacher Kritik unterzogen worden. Professor Dr. J. Conrad bespricht diesen Entwurf (im letzten Heft der Zeitschrift für Nationalökonomie und Statistik) hauptsächlich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt und kommt bei seiner Erörterung

### Tagesneuigkeiten.

— Aus den Erinnerungen eines „Punch“-Redakteurs. Aus London wird berichtet: Ein höchst amüsantes Buch von einer der populärsten Persönlichkeiten des heutigen London, des langjährigen Hauptredakteurs des „Punch“, Sir Francis Burnand, ist schon unter dem Titel „Records and Reminiscences“ in zwei Bänden erschienen und erregt allgemeines Interesse. Es ist voller lustiger Episoden und Anekdoten aus dem Leben des Verfassers und der Vielen, die mit dem berühmten Witzblatt in Verbindung gestanden haben. Burnand stammt aus der Schweiz. Er ergriff eine typische Geschickte von seiner Großmutter, die die englische Sprache und Interpunktion niemals gründlich beherrschte. Eine ihrer Töchter machte ihr darüber ernsthafte Vorstellungen, was zur Folge hatte, daß der nächste Brief keinen einzigen Punkt enthielt; aber zum Schluss fand sich eine Nachschrift, bestehend aus einer halben Seite voller Komata, Semikola, u. s. w. und folgenden Worten: „Mein Kind Du beklagst dich, daß ich nicht einige virgules setze ce que vous nommez Pups zu den Worten die ich in meinem Brief schreibe voilà sende ich Dir an tad de virgules points und von allem das beste die Du nun nach Belieben setzen kannst.“ Seine Erziehung genoss Burnand in Eton und Cambridge; aber er ist kein warmer Bewunderer der Erziehung in öffentlichen Schulen, wie sie damals in Eton herrschte. Er folgt den Grundrissen seiner Laufbahn dort zusammen: „Ich lernte vorzüglich Französisch und Englisch und ausgearbeiteten Kaffee und Mährei bereiten.“ Er besuchte dann das theologische College in Cuddesdon, da er ernsthaft daran dachte, eine Familienpfunde zu übernehmen. Hier aber kam ihm Zweifel. Er geriet unter Kardinal Manning's Einfluß und wurde katholisch. Er fügte jedoch bald, daß er nicht zum Priester berufen war. Als er einst einen Würdenträger traf, der eben zum Bischof ernannt worden war, wußte er nicht, ob er niedertrien oder den Bischofsring küssen sollte, und in diesem Dilemma begrüßte er ihn einfach mit den Worten: „Wie gefällt es Ihnen, Bischof zu sein?“ In der Schule war er mit Swinburne und Montague Williams zusammen, der später Louisa Stollen in Dublin heiratete. Höchst lustig wird dabei erzählt, wie Mrs. Montague Williams ihrer Mutter

ihre Debat sehr überraschend mitteilte: „Louise kam nach London, und da sie wußte, daß ihre Mutter zu einer bestimmten Stunde Piccadilly hinabging, stellte sie sich an dem Eingang der Burlington Arcade auf. Es dauerte auch nur wenige Minuten, bis Mrs. Keeling von ihrem Omnibus herabstieg und sich plötzlich ihrer Tochter gegenüber sah. „Wieher Himmel, Louise“, rief sie ganz erschrocken, „ich dachte, Du bist in Dublin. Was auf Erden?“ „Mama“, sagte Louise, die geradezu wog auf ihr Ziel losging, „ich habe mich verkehrt.“ „Gütiger Gott“, rief Mrs. Keeling, — und damit setzte sie sich platt auf das Trottoir. „Nach einer sehr kurzen und nicht gerade eintägigen Laufbahn an der parlamentarischen Schranke beauftragte sich Burnand ernstlich mit dem Journalismus. Nach einer Probezeit an dem Londoner Witzblatt „Punch“ kam er zu dem Stabe des „Punch“. Bei dem ersten Dinner, an dem das neue Mitglied teilnahm, legte Thackeray ihm die rechte Hand auf die Schulter und sagte zu der Versammlung: „Meine Herren, erlauben Sie dem alten Knaben, Ihnen den neuen Knaben vorzustellen und ihm jeden Erfolg zu wünschen. Er ist dessen sicher.“ Im Jahre 1880 wurde Burnand Hauptredakteur. Von den zahlreichen Anekdoten, die er von seinen Kollegen erzählt, seien die folgenden herausgehoben: „Im Jahre 1880 machte er eine Reise nach Paris in einer lustigen Gesellschaft, zu der auch der berühmte Journalist George du Maurier gehörte. Dieser war einige Jahre nicht in Paris gewesen und zeigte auf einen Ort nach dem anderen, indem er die Worte hinzusetzte: „Wo ich geboren bin“. Jedemal stiegen sie ab und tranken auf seine Gesundheit. Dann fuhren sie weiter, um nach kurzer Zeit wieder anzuhalten: „Recht, ich habe mich geirrt, was amüs, j'aurais tort! Dort wurde ich geboren; dort ist der Springbrunnen, dort die grünen Fensterläden, und in jedem Zimmer.“ Und so mußten sie immer wieder absteigen und auf seine Gesundheit trinken. Den übermühten Lord, der in dem Kreis um Burnand herrschte, lenkte die Geschichte von dem „falschen Stanley“. Es war nach der Rückkehr des berühmten Offiziers. Stanley Sambourne hatte den dringenden Wunsch geäußert, Stanley in Quise Burnands zu treffen, und „um ihn nicht zu enttäuschen“, wurde der bekannte Theaterkritiker Alfred Watson für diesen einen Abend als Stanley ernannt. Mr. und Mrs. Sam-

bourne, die Stanley noch nie gesehen hatten, waren mit noch einigen Gästen anwesend. Den Humor dieses Abends schätzte Watson sehr hoch in einem Briefe an Burnand: „Ich ging mit Ihnen zusammen in das Gesellschaftszimmer, wo Sie mich als Mr. Stanley Watson, Sambourne vorstellten. Die Bezeichnung, um nicht zu sagen, Überraschung, mit der Mrs. Sambourne die Vorstellung aufnahm, machte mich höchst verwirrt. Wir gingen die Treppe hinunter, und auf dem Wege sah sie mich an und bemerkte mit großer Begeisterung: „Oh, Mr. Stanley, ich meine, Ihre Fahrt den Nongo Stromabwärts war der höchste Zug in den Annalen aller Abenteuer!“ Ich konnte nur beständig erwidern: „Oh, keineswegs!“ Ein Mr. Gilbert war das ständige Mitglied der Gesellschaft an dem Abend — wenigstens von Mr. Watson's Standpunkt. „Ich habe Ihr Buch mit dem denkbar größten Interesse gelesen, Mr. Stanley“, sagte er. „Dabei hatte ich neulich eine lange Diskussion über die richtige Aussprache des Namens Wiganago. Wie würden Sie es aussprechen?“ Als Mr. Stanley glücklich die Konversation über Africa, von dem er nichts wußte, auf das Drama, von dem er sehr viel wußte, hinübergeleitet hatte, begann der langweilige Mr. Gilbert von neuem: „Von welchem afrikanischen Hafen aus begannen Sie Ihre Forschungen?“ „Wobodo“, war die Antwort. Aber nach einiger Zeit stellte der beharrliche Mr. Gilbert die Frage noch einmal und erhielt die Antwort „Wobodo“. „Ich dachte“, sagte Mr. Gilbert, der sehr auf dem Poßen war, „ich dachte, Sie sagten doch Wobodo?“ Watson konnte den Schlag noch gemahnt parieren: „Wobodo“, erklärte er, „oder Wobodo. Die Gondolen nennen es Wobodo; aber die lokale Bezeichnung ist Wobodo.“ „Ja“, sagte Mr. Gilbert mit der Miene gespanntesten Interesses: „Ich dachte, da, wo die Gurten wachsen?“ „Gurten in Wobodo“, waren eine ausgezeichnete Gelegenheit zu einem allgemeinen Gelächter; als sich dieses gelegt hatte, forderte Mr. Gilbert Mr. Stanley auf, seine fantastische Geschichte „von dem Tausendfüßler im Boot“ zu erzählen. „Ich konnte nur noch schwach lächeln“, erzählt Watson, „vielleicht sah es auch etwas lebend aus; aber Ihre alle genöthigt den Spah zu sehr, als daß Sie ihn führen ließe und bestand einmüthig darauf, daß ich die Tausendfüßlergeschichte erzählte. Fast jede Art von Vogel- oder Fischearten hätte ich auf mich genommen, aber dieses in



tung zu folgendem Endergebnis: Die ganze Einrichtung der Fideikommiss muß als im Widerspruch zu den Erfordernissen der wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart und zu den Grundsätzen unserer modernen Rechtsanschauungen stehend angesehen werden, sie ist deshalb allmählich zu beschränken und schließlich zu beseitigen. Der vorliegende Entwurf schlägt ausgesprochenemassen den entgegengesetzten Weg ein und sucht die Institution neu zu beleben. Es steht zu befürchten, daß ein solches Gesetz, trotzdem es gegenüber den bisherigen Bestimmungen gewisse Erleichterungen und Beschränkungen einführt, eine wesentliche Anregung zur Neugründung von Fideikommissen geben wird. Ganz besonders liegt die Gefahr vor, daß das Minimalmaß eines Fideikommissgutes viel zu niedrig angesetzt ist, eine Menge einfacher Güter in Fideikommiss verwandelt werden, deren Besitzer im allgemeinen auf die Selbstbewirtschaftung angewiesen sind, und wo deshalb die geforderte Vorausbestimmung des Uebernehmers die Auswahl des tüchtigsten Wirtschafters ausschließt. Sehr viel wird natürlich davon abhängen, wie die ergänzende Bestimmung über die Stempelsteuer, die bei der Gründung zu erheben ist, ausfallen wird. Gibt die Regierung dem Drängen der agrarischen Kreise nach und setzt die bisherige hohe Steuer in Preußen herab, so wird natürlich die Wirkung des Gesetzes eine noch weit schädlichere werden. Ganz besonders ist zu betonen, daß in dem Entwurf jede Bestimmung fehlt, um der Latifundienbildung entgegenzutreten, da die staatliche Genehmigung keinen ausreichenden Schutz dagegen bietet. Es ist aber anzuerkennen, daß in dem Entwurf eine Anzahl Bestimmungen vorgesehen sind, die dazu angetan wären, die mit der Einrichtung verbundenen Ungerechtigkeiten und wirtschaftlichen Schädlichkeiten zu mildern. Nur wird die ganze Einrichtung dadurch so außerordentlich kompliziert, daß wieder ein neuer Mißstand geschaffen ist. Wir würden noch allem es in hohem Maße betlagen und gerade für unsere preussischen Verhältnisse eine wirkliche Gefahr darin sehen, wenn der Entwurf Gesetz würde.

## Deutsches Reich.

(:) Berlin, 11. Nov. (Immobiliens-Verkehrs-Feuer.) Es hat sich herausgestellt, daß bei der mehrfach geübten Praxis, bei Zwangsversteigerungen von Immobilien nicht allgütig zu verfahren, Ausfälle an der Umsatzsteuer entstehen, die namentlich in den Vororten der großen Städte ziemlich beträchtlich sind. Wie wir hören, ist man an zuständiger Stelle in Erwägungen darüber eingetreten, ob und wie dem zu begegnen sei. Es darf erwartet werden, daß die Sache schon im nächsten Bundtag zur Erörterung kommt.

## Erklärung.

Unter Berufung auf das Preßgesetz sendet uns Frau Lily Braun folgende Erklärung: Herr Oberleutnant von Kretschman sucht in Nr. 263 der Frankfurter-Oberzeitung meine Berechtigung zur Herausgabe der von ihm veröffentlichten Kriegsbriefe meines verstorbenen Vaters dadurch anzuzweifeln, daß er von einem schriftlich hinterlassenen Wunsch meines Vaters, sie zu verbrennen, spricht. Auf Zeitungsangriffe antwortete ich prinzipiell niemals. Da es sich hier aber um das Andenken meiner Eltern handelt, erkläre ich:

1) Ich habe einen solchen schriftlichen Vermerk meines Vaters nie gesehen und meine Mutter hat mir niemals davon gesprochen.  
2) Wenn ein solches Schriftstück vorhanden war, so kann es sich nur auf die Papierrolle, meist dienstlicher Natur, jenes Geheimfaches bezogen haben, die verbrannt worden sind, nicht aber auf die meiner Mutter gehörigen und von ihr verwahrten Briefe. Aus ihnen geht klar hervor — ich verweise z. B. auf den Brief vom 26. November 1870 — daß mein Vater im Gegensatz zu dem von Herrn Oberleutnant v. Kretschman behaupteten Wunsch, ihre Verwahrung im Familien-Schließfach zu befehlen, vielmehr hat, wie mir das auch durch meine Mutter seit langem bekannt war, hätte mein Vater die Vernichtung der Kriegsbriefe gewünscht, so hätte er, bei der großen Gewissenhaftigkeit meiner Mutter, die außer diesen Briefen ihre ganze Korrespondenz vernichtet hat, außer allem Zweifel, daß sie seinem Wunsch Rechnung getragen, oder ihnen zum mindesten den, nach Herrn Oberleutnant v. Kretschman angeblich vorhandenen schriftlichen Vermerk meines Vaters beigelegt hätte.

3) Die Anfrage des Großen Generalstabes konnte sich nur auf Aufzeichnungen dienstlicher Natur beziehen, da er auf Auslieferung von Privatbriefen nicht das mindeste Recht hat. Ich weise daher die meiner verstorbenen Mutter durch Herrn Oberleutnant v. Kretschman angelegene Ehrenschuldung, wonach sie jene Anfrage mit einer Lüge beantwortet hätte, mit Entschiedenheit zurück.

4) Herr Oberleutnant v. Kretschman hat in einem in der belästigenden Form gehaltenen Brief, von dem ich durch Dritte Kenntnis erhielt, die Herausgabe der Kriegsbriefe zu verhindern gesucht und zwar vor allem deshalb, weil er den dadurch wieder vor der Öffentlichkeit hervortretenden Zusammenhang zwischen dem Namen, den auch er trägt, und dem der von der Familie verheirateten „sozialdemokratischen Volksherrin“ fürchtete. Unter diesen Umständen konnte der von ihm behauptete Wunsch meines Vaters um so weniger Gewicht für mich haben; ich hätte ihn nur dann Beachtung geschenkt,

wenn er mir, von der Hand meines Vaters geschrieben und ausdrücklich auf jene Briefe bezugnehmend, vorgelegt worden wäre.  
5) Herr Oberleutnant v. Kretschman hat wieder das Recht dazu, noch hat er es nötig, das Andenken meines Vaters vor „Verunglimpfungen“ zu schützen. Der Tod schließt seine Ehre selbst und zwar am besten durch seine Kriegsbriefe, wie er sich durch sie das Denkmal des Andenkens an einen Mann ohne Furcht und Zabel selbst gebaut hat.

— Frauen mit „Perücken“. Verliert die moderne Frau ihr Haar, das mit ihrem Reizen gehört, das aber infolge der von ihr angenommenen schädlichen Lebensgewohnheiten schnell ausgefällt? Diese beliebte Frage wirft ein Londoner Blatt auf. Nach dem Briefe einer bekannten englischen Romanzeitschriftstellerin könnte es fast so scheinen. Die Behauptung, daß jetzt von hundert Frauen 99 Perücken tragen, und daß von zehn neun ihren Hut nicht abnehmen können, weil sie nicht sicher sind, was dadurch enthalten werden könnte, scheint auf einen wirklich verheerenden Zustand der Dinge hinzuweisen. Die Friseurin im Westend behauptet dagegen, daß der Ausbruch „Perücke“ ganz ungenau ist; es müßte „Haarabwässerung“ heißen, was etwas ganz anderes ist. Perücken werden nur von Damen getragen, die wenig oder gar kein Haar haben, meistens aus äußeren, meistens Schöpfungen sind, die über dem natürlichen Haar getragen und damit vermischt werden. Dadurch wird jede Entdeckung verhindert. Die Meinung, daß Frauen mit solchen Aufbesserungen sich fürchten, ihre Hüte abzunehmen, ist völlig lächerlich; im Gegenteil, die Friseurin sieht viel besser und ordentlicher aus, als wenn sie nur aus natürlichem Haar gemacht ist. Ihre Beliebtheit kommt daher, daß das Haar dann nicht so oft wieder frischert werden muß, und daß das natürliche Haar dann nicht gewaschen werden braucht, wobei es durch die heißen Wasserdämpfe am Wachstum gehindert wird. Und wenn gesagt wird, daß 99 von 100 der Frauen sie tragen, so ist das eine harte Uebertreibung. Tatsache ist, daß das Leben in großen europäischen Städten und in heißen, mit Gas beleuchteten

Wenn er mir, von der Hand meines Vaters geschrieben und ausdrücklich auf jene Briefe bezugnehmend, vorgelegt worden wäre.

5) Herr Oberleutnant v. Kretschman hat wieder das Recht dazu, noch hat er es nötig, das Andenken meines Vaters vor „Verunglimpfungen“ zu schützen. Der Tod schließt seine Ehre selbst und zwar am besten durch seine Kriegsbriefe, wie er sich durch sie das Denkmal des Andenkens an einen Mann ohne Furcht und Zabel selbst gebaut hat.

Lily Braun geb. von Kretschman.

Trotzdem ist kaum daran zu zweifeln, daß die Herausgabe der Briefe nicht im Sinne des Verstorbenen war.

## Vassermann über die Aufgaben der nat.-lib. Partei.

In Krefeld veranstalteten am Sonntag der liberale Wahlverein und der Verein der nationalliberalen Jugend eine Wählerversammlung, die nach dem Bericht der „Kr. Ztg.“ überfüllt war. Der Vorsitzende des liberalen Wahlvereins, Herr Karl Kramer, eröffnete die Versammlung mit folgenden Worten: Im Namen des liberalen Wahlausschusses heiße ich Sie herzlich willkommen. Ich freue mich, in Ihrer aller Namen einen in Krefeld sehr selten gewordenen Gast, einen hervorragenden Parteiführer in der Person des Herrn Vassermann begrüßen zu können. Gerne hätten wir ihn in einen größeren Saal geführt, aber alle Säle der Stadt waren für heute vergeben und Vassermann, der morgen an den Sitzungen der Kommission für die Reform des Strafprozesses in Berlin teilnimmt, konnte an keinem anderen Tag zu uns kommen. Ich bitte unsere verehrten Gäste, nunmehr das Wort zu nehmen. Von rauschendem Beifall begrüßt, bestieg Vassermann darauf die Rednerbühne, um in 15 Minuten, groß angelegter und fesselnder Rede über die politische Lage im Deutschen Reich sich zu verbreiten. Nach einem ausführlichen Überblick auf die Reichstagswahlen und den Dreikönner Parteitag der Sozialdemokratie führt der Redner weiter folgendes aus:

Auf dem Kölner Katholikentage hat der Abg. Trimbom gesagt, der Liberalismus befinde sich in Liquidation. Das trifft auf unsere Partei nach den Resultaten der Wahl des Jahres 1903 zweifellos nicht zu. Dagegen hat der Liberalismus heute in Deutschland nicht den Einfluß, den er eigentlich beanspruchen müßte. Wir sind geschwächt worden durch die sozialdemokratische Bewegung, welche die Interessen der Industriearbeiter einseitig in den Vordergrund stellt; dazu kommt, daß wie ich schon sagte, in den Kreisen des Mittelstandes viele Elemente von der Sozialdemokratie abhängig sind. Daß der Liberalismus einen gewissen Niedergang erfahren hat, liegt zum Teil auch daran, daß viele Forderungen im Laufe der Jahre erfüllt worden sind. Dann traten die wirtschaftlichen, die sozialen Fragen, die Mittelstandesfragen in den Vordergrund und drängten im Laufe der Jahre die rein politischen Fragen zurück. Der Hauptfehler des Liberalismus war, daß er zu spät in seinem ganzen Umfange die Bedeutung und Notwendigkeit energischer Sozialreform erkannt hat.

Das gilt auch für unsere Partei. Heute können wir aber sagen, daß die nationalliberale Fraktion ohne Ausnahme von der Notwendigkeit stetiger sozialreformatorischer Arbeit durchdrungen ist. (Lebhafter Beifall.) Der Liberalismus ist nicht in Liquidation. Unsere Weltanschauung ist unerschütterlich. Sie kann einmal zurückgedrängt werden durch wirtschaftliche Interessen, die sozialen Fragen können in den Vordergrund treten und die rein politischen und rein geistigen Fragen für eine Zeitlang verdrängen. Aber die siegthafte Macht unserer Weltanschauung tritt immer wieder hervor. Wie erkenntlich ist beispielsweise in dieser durch wirtschaftliche Kämpfe durchhaltenen Zeit das Auftreten unserer nationalliberalen Jugendbewegung, die hervorgegangen ist aus der alten unerschütterlichen liberalen Weltanschauung. In einer Stärkung der Partei ist die Jugend geworben. In unseren Zielen eins, können wir ihr den nötigen Spielraum. Wir freuen uns, wenn sie den Liberalismus belebt, weihen wir Vorkämpfer doch ganz naturgemäß zu mehr konservativer Betätigung. Sie soll neue Ideale schaffen. Möge sie aber ihre Hauptaufgabe darin sehen, Werbestraft zu entfalten, um Tausende und Tausende, die uns fehlen, mobil zu machen. Organisation und Agitation — dazu mögen sie ihren Teil beitragen. (Lebhafter Beifall.)

Die Kraft der liberalen Weltanschauung äußert sich auch darin, daß immer mehr das Verstreben unter den liberalen Parteien hervortritt, das Trennende in den Hintergrund zu stellen und sich auf das Einigende zu besinnen. Aber, wie gesagt, zur Ausbreitung unserer Ideen tut Organisation bitter not. Darin können wir von unseren Gegnern, der Sozialdemokratie und dem Zentrum, noch vieles lernen. Auch wir müssen unsere Mannen aufstellen und belehren, aber nicht nur vor der Wahl, sondern wie es die Vereine der nationalliberalen Jugend tun fort und fort. (Sehr richtig!)

Die nationalliberale Partei selbst hat im ganzen bei den Wahlen recht gut abgeschnitten. Es muß hervorgehoben werden, daß sie mit ihren 1.800.000 Stimmen wieder auf den Stand angelangt ist, den sie vor der verhängnisvollen Session, die aus wirtschaftlichen Gründen erfolgte, hatte. Wir hätten aber hunderttausend Anhänger mehr, wenn die Anziehungskraft der Sozialdemokratie nicht so groß wäre, wenn nicht aus vielerlei Gründen eine so große Unzufriedenheit in den weitesten Kreisen unseres Volkes Platz gegriffen hätte. Ueberall sehen wir Mißstände und Schäden.

Müssen eine Entartung und das Ausfallen der Raute verursacht, so daß die Raute nach „Hautschwellen“ nie aufliegt; wer wirklich ein Wille entbehrt, bei dessen Gebrauch die Raute wachsen, hat alle Aussichten, in ganz kurzer Zeit Willenslos zu werden.“

— Ein „herliches Gefängnis“. Als Charles Dickens Philadelphia besuchte, war das amerikanische Gefängnis, dessen Verhältnisse am meisten seinen Zorn erregten, das „Eastern Penitentiary“, ein Gefängnis, der der schlimmste der Welt sein sollte. Die Verhältnisse haben sich seitdem gründlich geändert. Das Gefängnis sehen in dem „Eastern Penitentiary“ ist jetzt so frei, daß es den Namen eines „herlichen Gefängnisses“ erhalten hat und gewiß auch verdient. Die Sträflinge werden ermuntert, ihre Zellen so „gemütlich und schön“ zu machen wie möglich. Manche ausgezeichnete Leistungen der Kunstschillerarbeit sind von den Inhaftierten des Gefängnisses ausgeführt worden. Die Zelle eines Warden erweckte auf diese Weise den Eindruck, daß man sich in einem herrlichen Waldhain befindet. Was in den übrigen Zellen von dem Gefangenen angefertigt wird, wird, wenn es nicht zur Ausbesserung der Zelle benutzt wird, zu niedrigen Preisen verkauft, damit die Gefangenen Geld für Tabak und andere Luxusartikel haben.

— Ein wichtiger Gesicht. Der große Weimarer-Gesicht auf der Nordinsel Kaufmanns ist besonders bekannt geworden durch den letzten schmerzlichen Ausbruch, bei dem viele Menschen um Leben kamen. Der Gesicht ist von 200 bis 500 Fuß hohen Hügeln umgeben, die alle mit den vulkanischen Trümmern des schrecklichen Tazareira-Ausbruchs im Jahre 1880 bedeckt sind. Damals brach der Tazareira explosionsartig aus und zerstörte meistens alle Leben, darunter auch zwei Eingeborenen mit fast 100 Bewohnern. Dieses ganze Tal befindet sich ständig in Gefahr. Ueberall ist der Boden mit Wasser und Leuten bedeckt, und das heiße schwefelhaltige Wasser sprudelt an vielen Stellen mit Dampf hervor. Ausdrücke finden

Ran könnte ein ganzes Register aufzählen von solchen Ansehungs-herden der Unzufriedenheit. Da ist die große Frage der Verablang der mittleren und unteren Beamten. Kein Politiker, der mitten im Leben steht, kann sich der Tatsache verschließen, daß die ungenügende Bezahlung vieler Beamtenkategorien Unzufriedenheit in Büste geschaffen hat. Die Erhöhungen der Gehälter haben eben mit der Verteuerung der Lebenshaltung nicht Schritt gehalten. Da wird der Staat Mittel aufbringen müssen, um den berechtigten Wünschen der Beamten entgegenzukommen. Ein zweites Kapitel sind die Pensionen der Friedens- und Kriegsinvaliden und die Gleichstellung der Gemeinde- und Staatsbeamten hinsichtlich der Militärpensionen. Wieviel Unzufriedenheit ist da durch die lässige Haltung des Staates geschaffen worden! (Sehr richtig!) Dann kommen die zahlreichen Mißstände der Verwaltung und der Polizei, z. B. die Verhaftungen anständiger Damen auf offener Straße. Dann kommt das fünfte Kapitel, bei dessen Erwähnung jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht treten muß: Ich meine die sich häufenden Soldatenmishandlungen. Hat doch ein alter Offizier gesagt, nachdem er täglich über neue Fälle in der Zeitung gelesen hatte: „Unsere Arme ist ein Prügelinstitut, um unsern Jünglingen die Lust am barmherzigen Berufe zu verderben.“ (Hört, hört!) Es muß eine ganz andere Behandlung der Rekruten im Weissen ihrer Vorgesetzten eintreten. Ihnen muß klar gemacht werden, daß sie nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht haben, Uebertretungen anzumelden. Ich erinnere an den bei der Gardepässierten Fall Treidenbach, wo es sich um unbegreifliche Mißhandlungen in hundert Fällen handelte. Der selbst Soldat war, weiß doch man in jeder Schwadron, in jeder Kompagnie die Rekruten kennen. Jeder einzelne kennt sie. Daher ist es unmöglich, daß so zahlreiche Mißhandlungen eines einzelnen unbekannt bleiben können. Man hat jetzt den Hauptmann bestraft. Ich will über das Straßmaß selbstverständlich nicht sprechen. Aber das ist doch wohl zu sagen, daß die Vorgesetzten härter angefaßt werden müßten (Lebhafter Zustimmung). In deren Schwadron oder Kompagnie sich so etwas ereignet. Daß sich angesichts solcher Dinge ein reiches Maß von Unzufriedenheit ansammelt, ist nur natürlich. Der Kulturs für die sozialdemokratische Bewegung ist da. Die Dinge werden ja öffentlich verhandelt. Es ist ein Wunder, daß die Militärverwaltung sich an dieses öffentliche Verfahren gewöhnt hat. Ich erinnere an unsere Forderung der Entschädigung unschuldig Verhafteter, die geradezu nötig ist, wie die endlich eingeführte Entschädigung unschuldig Verurteilter. Ich erinnere ferner an das Zeugniszwangsverfahren gegen Redakteure. Daß dieses Verfahren ein Fehler ist, haben schon Staatsanwälte ausgesprochen. Glücklicherweise ist der Bruch des Redaktionsgeheimnisses auf deutschen Redaktionen eine Seltenheit. Das sagt ein deutscher Staatsanwalt. (Hört, hört!) Die Rekruten sind anständig genug, solange sie sitzen, bis man sie entlassen muß.

Ich könnte auf manche gerichtliche Urteile eingehen. Das ist zwar ein böses Ding für einen Juristen. Man soll aus dem Publikum nicht über Urteile schelten, weil man das Beweismaterial nicht hat, das dem Richter vorliegt. Man muß sagen, ein deutscher Richter wird nach besserer Ueberzeugung urteilen. Aber darüber, daß in der heutigen ereignisreichen Zeit gewisse Gefahren für die Rechtsprechung auftreten, darüber bin ich mir klar. In Zeiten, wo sich die Klassen gegenseitig so schärfen, wie bei Streikbewegungen, Ausperrungen, wenn dann Konventionen gegen die Gesetze vorkommen, z. B. Mißhandlung von Arbeitsknechten, Landfriedensbruch, Aufreiß, da ist die Gefahr nicht ohne weiteres abzuweisen, — das gilt vor allem für die Gewissensentscheidung, aber auch bis zu einem gewissen Grade für gelehrte Richter, die aus ihrem Willen, aus dem Beamtentum ihrer Beziehung nicht herauskommen — daß zu scharfe Urteile gefällt werden. Das muß auf die Berufsgegenstände verbrochen werden. Teils hat einmal in seinen Vorträgen über Politik das prophatische Wort gesprochen: „Schwurgerichte sind eine verwerfliche Institution. Aber in der Zeit der Klassenkämpfe, wo eine Klasse auf der Geschworenenbank, vielleicht eine andere Klasse auf der Anklagebank sitzt, würde das Geschworenengericht nicht mehr der rechte und gerechte Richter sein.“

Eingehend behandelte der Redner die Bestrafung Süßener mit der Custodia honesta, der Festungshaft, während der Anklage 6 Jahre Zuchthaus beantragt hatte. Solche Dinge müssen aufgedeckt werden. Es wird Pflicht der nationalliberalen Partei sein, sich ernsthaft damit zu befassen. (Lebhafter Beifall.) Sodann besprach sich der Redner mit den künftigen Aufgaben des Reichstages, den Handelsverträgen und der Erneuerung des Quantenmaßes und ging dann auf die auswärtige Politik über, auf die Schwächung des Dreiwundes, der es Deutschland zur Pflicht mache, in Fällen der Gefahr so hart zu sein, daß es allein die Gegner besiegen könne. Die nationalliberale Partei werde als nationale Partei immer dafür zu haben sein, notwendig erscheinende Verstärkungen der Wehr zu Land und zu See zu bewilligen. (Lebhafter Beifall.) Die Finanzlage des Reiches sei unglücklich. Indirekte Steuern würden nicht mehr zu schaffen sein. Eine Reichseinkommensteuer werde an der Weggelung der Einzelsteuern scheitern. So werde wohl eine Reichserbschaftsteuer dazu ansetzen werden, um neue Mittel flüssig zu machen.

Sie sehen hier am Rhein im Kampfe gegen das Zentrum, im Kampfe gegen die ultramontane Partei. Wie wir, sagt sie die verschiedenen Elemente in sich, Arbeiter, Bauern, die Mittelstand, Industrielle usw. Sie hat sich eine glänzende Organisation geschaffen. Wie haben hier kaum nötig zu sagen, was und trennt. Es ist die Weltanschauung, es sind die Fragen geistiger Natur, unsere Förderung der freien Fortbildung, die Schule! Wir wollen insbesondere und die Schule erhalten als eine Stätte freien Geistes und nicht soll sie eine Stätte, wo die konfessionelle Engstirnigkeit gepflegt wird. (Lebhafter Beifall.) Die Herrschaft in Köln zeige uns ja wieder die Macht der Organisation. Wenn wir dann weiter sehen,

ohne besonders erste Andeutungen. Die eingeschlossenen Naturkräfte schuldern mit richtiger konzentrierter Kraft ungeheure schreckliche Wassermassen, vulkanische Lava und Steine empor, und zwar bis zu einer Höhe von 400 bis 1500 Fuß; diese ausgeworfenen Massen verbreiten sich nach allen Richtungen und bedecken häufig die Hügel in der Gegend.

— Vom Turm gekrönt. Aus Venedig wird berichtet: Im Novio unternahm es Rudolfo Gella, der Hauptmann der Marinigardie, auf die Spitze des Turmes auf der Piazza Castello zu klettern, der 197 Fuß hoch ist; er wollte ein silbernes Eisenkreuz entfernen, das herabzufallen drohte. Es gelang ihm, die Spitze des Turmes zu erreichen; nachdem er das Kreuz durchgebohrt und es herabgelassen hatte, schloß er sich an, durch das Innere des Turmes herabzuweichen. Dabei tat er aber einen Schritt, als er auf die Höhe treten wollte, an der er einen Flaschenzug befestigt hatte, um abzuspringen, und ein Teil herunterleitend fiel er mit einem schrecklichen Schrei aus einer Höhe von 97 Fuß auf die Erde. Sein Kopf war völlig zerquetscht. Der Sturz fand in Gegenwart einer von Entsetzen erschrockenen Menge statt.

— Ein Volk von Krüppeln. Aus St. Petersburg wird berichtet: Fünf merkwürdige Patienten, die aus dem transsibirischen Gebiet nach Petersburg gebracht sind, wurden in der Anstalt des Dr. Turnee untergebracht. Die Körper und Köpfe dieser Personen sind völlig normal; aber ihre Hände und Füße sind nicht vollständig entwickelt. Sie bieten den Anblick von erkrankten Personen, denen die Extremitäten von zwölfjährigen Kindern aufgesetzt sind. Die Patienten stammen von russischen Asiaten ab, die in das transsibirische Gebiet ausgewandert sind. Es wird berichtet, daß die Hälfte dieser Wesen in ähnlicher Weise verkrüppelt sind; diese Tatsache wurde von einem Arzt bestätigt, der von der Regierung ausgesandt wurde, um dieses Phänomen zu untersuchen.



Wie diese Machtentfaltung in Wien von der Konserватiven Presse förmlich begrüßt wird, so ist das ein Einmengen der für den Liberalismus! (Sehr richtig!) Man will aus Andeutungen, die in Wien gefallen sind, auf einen bevorstehenden neuen Kampf um die Schule schließen. Was kann das recht sein. Denn wenn das kommt — davon bin ich überzeugt — wird das gebildete Bürgertum wieder wie beim weitland Redlitzschen Schulgesetzentwurf auf der Schanze stehen. (Stürmischer Beifall.) Gewiß zeigte es sich, daß wir in wirtschaftlichen Fragen mit dem Centrum viele Berührungspunkte haben, eben weil die verschiedenen Stände dort wie hier vertheilt sind, so z. B. bei der ganzen Postaffäre, wie es auch bei den Handelsvertragsverhandlungen der Fall sein wird, aber wie dem sein mag: das schließt nicht aus, daß wir den alten Kampf gegen das Centrum aufnehmen, wenn es nur thut. (Großer Beifall.) Im preussischen Landtag wird sich der Kampf um die Schule wieder abspielen, die Schule, die nach unserer Anschauung eine Einrichtung des Staates ist, die aber von den Ultramontanen und den orthodox evangelischen Kreisen unter die Obhut der Kirche gebracht werden soll. Daher auch die Gegnerschaft gegen die Simultan Schulen. Auf diesem Gebiete liegt die große Gefahr. Siegt in Preußen die liberale Weltanschauung, so wird der Liberalismus im ganzen Reiche seinen Ruhm davon haben, unterstützt sie, so wird die Reaktion auch in den übrigen Bundesstaaten fortschreiten.

Die deutsche Entwidlung zeigt also kein freundliches Gesicht. Auch auf anderen Gebieten droht eine unmerkliche Entwidlung. Ich lese mit Schrecken in der „Köln. Ztg.“ von der Einführung der alten Rheingölle. Wenn die „Köln. Ztg.“ in solcher Weise dümmt, so muß wohl etwas dahinter liegen, da müssen an maßgebender Stelle Vorkehrungen sich zeigen, die die alten mittelalterlichen Zollschranken an den Pfaffen wieder aufzurichten wollen. Das ist auch für Krefeld, das eine Verbindung mit dem Rhein sich schafft, bedeutsam. Auf der einen Seite will man keinen Kanal, auf der anderen Seite will man Flußgölle einführen. Verkehrseinkünderung auf der einen, Verkehrseinkünderung auf der anderen Seite. Doch dadurch viele kleine und mittlere Erfindungen — ich nenne die Partikulierschiffe — vernichtet wurden, ist klar. Also auch in dieser Hinsicht ist ein gewisses Mißtrauen am Plage.

Der Redner wandte sich dann zur Sozialreform. Der Liberalismus war eine Verheißung, die Sozialdemokratie wird die Erfüllung sein.“ So las ich jüngst in einer sozialdemokratischen Zeitung. Dieser Spruch wird nicht in Erfüllung gehen, wenn der Liberalismus dem sozialen Geiste darankrankt ist. (Sehr richtig!) Wenn die Regierung auf diesem Gebiete nicht weiter will, wird es Sache des Liberalismus sein, entgegen zu wirken. Der Redner besprach den ersten deutschen Arbeiterkongreß in Frankfurt, auf dem 500 000 nichtsozialdemokratische Arbeiter vertreten waren, als eine erfreuliche Erscheinung. Das Programm dieses Kongresses sollte das sozialreformatorische Programm der nächsten Jahre werden. Siderung des Koalitionsrechts, ein Gesetz über die Berufsvereine, Ausdehnung der Versicherung, sind einige Punkte, die der Redner eingehend besprach. Der deutsche Liberalismus darf sich nicht darauf beschränken, nur in rein politischen Fragen die Entfaltung zu fördern, er muß vor allen Dingen ein Liberalismus der sozialen Tat sein, der offenen Auges und warmen Herzens die Leiden und Schmerzen des Volkes fühlen soll. Auch eine gesunde Mittelsandspolitik ist vonnöten. Freiheit und Fortschritte auf allen Gebieten müssen die Lösung des liberalen Bürgerums sein.

Der Redner schloß mit der energischen Aufforderung an die Wähler, liberal zu wählen. Stürmischer, langanhaltender, sich immer wieder erneuernder Beifall folgte seinen Worten.

## Aus Stadt und Land.

\* Braunheim, 12 November 1908.

\* Danktelegramm der Frau Großherzogin. Dem Vorkomitee ging folgendes Telegramm zu: „Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin läßt dem Komitee des Hofrats zum Schluss Höchstseiner aufrichtigen Freude über den großartigen Erfolg und den herrlichen Dank für alle erwiesene Aufmerksamkeit ausreichen. Allerhöchstselbst gedenkt mit besonderer Aufmerksamkeit all der vorzüglichen Einrichtungen und Anordnungen, welche Höchstselbst in dem so schön bestellten Hofrat entgegengetreten sind. v. Helldin.“

\* **Geldprägungen.** Um dem wiederholt ausgesprochenen Mangel anbaren Münzen zu begegnen, sind innerhalb der letzten Monate starke Ausprägungen erfolgt. Auch im Oktober war dies der Fall. Es wurden in diesem Monat in den deutschen Münzhütten für Mark 6 026 400 Doppelfranken, für *M* 807 120 Kronen, für *M* 3 047 686 Pfennigmarkstücke, für *M* 1 350 726 Zweimarkstücke, für *M* 329 096 Einmarkstücke, für 70 772 80 Pfennigmarkstücke, für *M* 30 111 25 Pfennigmarkstücke, und für *M* 87 214,73 Pfennigmarkstücke geprägt.

\* Eine große Sonnenfleckengruppe und mehrere kleinere sind gegenwärtig schon mit geringen optischen Hilfsmitteln zu sehen. Der größte der Flecken hat einen Durchmesser von mehr als einer Bogenminute und kann bei Anwendung eines Heliographes dem einem nächsten Auge auch ohne Fernglas erkannt werden, zumal in seiner Nähe ein fast gleich großer Fleck. Von der steigenden Sonnenaktivität zeugen auch die mächtigen Sonnenfadenbündel, welche die Flecken umgeben, und die besonders an den weniger intensiv strahlenden Sonnenrändern auffallen. In den letzten Tagen konnten mit einem kleinen Fernrohr insgesamt etwa 20 Flecken gezählt werden, von denen die größeren schon mit einem Opernglas deutlich zu sehen waren.

Die landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft. Im Monat Oktober 1908 gelangten beim Genossenschaftsvorstand 527 Urteile zur Anzeige, wovon 518 auf die Landwirtschaft und die mitver-  
bundenen Nebenbetriebe, 14 auf die Forstwirtschaft entfielen. Er-  
stmals einschlägig wurden 262 Fälle und an Jahresrenten hierfür  
24 959 M 90 3 zur Zahlung angewiesen. In 18 Fällen wurden  
am später festsitzende Renten Vorschusszahlungen im Gesamtbetrag  
von 558 M geleistet. Unter den einschlägigen 262 Fällen sind 10  
Fälle mit tödlichem Ausgang und wurden an die Hinterbliebenen  
Sterbegelder im Gesamtbetrag von 500 M bezahlt, wofür an 7  
Witwen und 8 Kinder Jahresrenten von zusammen 664 M, resp.  
108 M zur Zahlung angewiesen wurden. Im gesamten waren zu  
Anfang des Monats Oktober 1908 — 15 738 Personen im Renten-  
genuss; davon schieden im Laufe des Monats Oktober durch  
Einstellung der Renten 24 und durch Tod 34 aus. Unter Berücksichtigung  
des obigen Zuganges bezogen hiernach am 1. November 15 942 Per-  
sonen Renten im gesamten Jahresbetrage von rund 1 241 917 M.  
Die Zahl der Fälle, in welchen im Laufe des Monats Oktober 1908  
Einschlägigungen abgelehnt wurden, betrug 107; in 178 Fällen wurden  
Veränderungen im Rentenbezug vorgenommen werden.

„Rosengartenblätter“. Um dieselben Büschen zu entdecken, wurde der Heine Nest der zum Vorfahr herausgegebenen Zeitschrift der Gefamtschiffenhandlung Carl Ferd. v. d. e. l. zum Verkauf übergeben. Die „Rosengartenblätter“ werden dortselbst zum Preise von 2. — zugunsten der beim Vorfahr beteiligten Wohltätigkeitsanstalten verkauft.

\* **Verkehrsmittel der ersten Hilfe bei Unglücksfällen.** Obiger Ausfall, welcher am Donnerstag und Freitag seine 2 ersten Stunden abhielt, hat sehr stark besucht, ein Beweis dafür, wie sehr man sich in hiesigen Arbeiterkreisen dafür interessiert. Die nächste Stunde findet am Freitag, den 13. November, präcis abends 8 Uhr in der Aula des Realgymnasiums (Friedrichsring) statt, worauf hiermit aufmerksam

\* Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Bekanntlich hat sich vor einiger Zeit auch in hiesiger Stadt, unter Vorath von Herrn Oberbürgermeister Wed ein Komitee gebildet, das sich aus Männern und Frauen aller Berufsstände zusammensetzt und die

Aufgabe verfolgt durch Gründung einer Ortsgruppe Mannheim die Jugend und Jüngel der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu unterstützen. Die heilige Ortsgruppe hatte nun für gestern Abend Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Reicher aus Breslau, eine Autorität ersten Ranges, zu einem Vortrag gewonnen, welcher über „Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten und die Notwendigkeit ihrer Bekämpfung“ sprach. Schon lange vor Beginn des Vortrags war der Casinoaal nebst Gallerie und die angrenzenden Räumlichkeiten nicht besetzt, so daß viele, die gekommen waren, um zu hören, keinen Platz mehr finden konnten. — Herr Oberbürgermeister V. d. als Vorsitzender der Ortsgruppe, begrüßte die Erschienenen und gab einen kurzen Überblick auf die blühende Bewegung; Scham und falsche Bräuerie hätten früher die Oeffentlichkeiten verhindert, diese heiligen Fragen zu besprechen. Aber die Geschlechtskrankheiten bilden eine allgemeine Gefahr, sie sind ein allgemeines Uebel. Das Uebel offen einsehen und den erkannten Schädling bekämpfen, was immer es möglich erscheint, ist der Pfad der Bessung. Die Großstadt ist nicht der Ursprung, aber durch ihre sozialen Verhältnisse notgedrungen ein Herd der Seuchen. Darum habe er es gerade für seine Pflicht als mit der häßlichen Bosheit bestrakter Beamter gehalten, die Gründung einer Mannheimer Ortsgruppe zu betreiben. — Herr Geh. Rat Reicher glied gleichfalls einen Überblick auf die Bewegung, die durch eine Anregung aus dem medizinischen Kongreß in Weisfel im Jahre 1899 entstanden. Redner stellt die Dauptursache der Geschlechtskrankheiten in dem auferheulichen Geschlechtsverkehr; er fordert nicht völlige Enthaltsamkeit, wie die Abkollomisten, aber Keuschheit, die durchaus nicht gesundheitschädlich sei, wie die heutige männliche Jugend glaube. Auch in diesem Falle könne die Erziehung viel leisten, namentlich durch Sport könnten die Sinne abgelenkt werden. Die Gefahren von Syphilis und Gonorrhoe sind größer, als man annimmt; denn allein in Preußen sind 40 000 denerische Kranke gezählt worden; eine genaue Statistik hätte aber vielleicht 100 000 solcher Kranken zu verzeichnen. Redner befürwortet deshalb jede Sozialreform, welche die wirtschaftssofiastische Stellung der Frau verbessert, welche die heranwachsende weibliche Jugend beschützt, zur Vesserung der Wohnungsverhältnisse beiträgt. Die Prostitution der Frauen entflammt oft gleichen Quellen wie das männliche Verbroderium. Die Gesekgebung kann auch gegen die Ansteckung einschreiten. Auf denerische Ansteckung könnte der Paragraph des Strafgesetzbuchs auf Körperverletzung angewendet werden. Aber auch hier hält Scham und Ehen vor der Klage zurück und wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Nun will man auch „Gesundheitsgefährdung“ unter den Strafparagrafen stellen, denjenigen, der mit Wissen einen andern der Gefahr der Ansteckung überläßt, bestrafen, ob nun Ansteckung erfolgt oder nicht. Am meisten zur Verringerung der Ansteckungsgefahr und Weiterverbreitung der Krankheit würde der Arzt beitragen, der verpflichtet oder berechtigt ist, von seiner Kenntnis der Erkrankung nötigenfalls Gebrauch zu machen. Das Gesetz unterlagt ihm dies heute als „Amtsgeheimnis“ und in der Tat erscheint die Anzeigepflicht als zweifelhafte Schwere. Eine bessere hygienische Ueberwachung lasse sich durch Reglementierung und Kaserntierung vornehmen, aber die sanitäre Behandlung, wie sie heute gelbt wird, sei unzureichend, oft sogar gefährlich, da sie den Anschein eines Schutzes gebe, wo keiner vorhanden. Wohlthätige Hilfe bieten bei uns die Hospitäler und am 1. Januar 1905 werde auch jener § 6 aus dem Krankenhausengesetz verschwinden, der venereische Krankheiten, weil durch eigene Schuld zugezogen, von der Behandlung ausschloß. Leider mache sich aber das Ansteckungsgeheimnis in diesen Krankheiten ganz besonders breit und verfinstere besonders, daß man eher mit den Geschlechtskrankheiten als mit den Korpulchen fertig werde. Zum Schluß weist Redner darauf hin, daß die Ortsgruppe Breslau bei ihrer Gründung 700 Mitglieder zählte, heute seien es 2500 und überall, bei allen Behörden bis zum Reichslanger, finde die Gesellschaft Unterstützung. Reiches Beifall lohnte den Redner. — Komens der Anwesenden sprach Herr Oberbürgermeister V. d. dem Vortragenden den Dank der Verammlung aus. — Am den Vortrag schloß sich sodann die definitive Gründung der Ortsgruppe Mannheim an und wurde Herr Geh. Rat Prof. Reicher zu ihrem ersten Ehrenmitgliede ernannt.

\* Häufter religiöswissenschaftlicher Vortrag. Die Vorlesungen des Herrn Prof. Dr. Troeltsch in Heidelberg übten nach wie vor eine große Anziehungskraft auf das hiesige Publikum aus. So sprach auch gestern abend der verehrte Referent vor einem vollbesetzten Hause über: Die Abkehrung der modernen Gesellschaft.

Die Forderung der höchsten Gerechtigkeit und die Gemeinde des Jesu'. Das Autoritäts- und Sendungsbezugsmittel bildet einen der mächtigsten Stütze im Leben Jesu, und trakt seiner Mission, die der Vater ihm befohlen hat, verankert er das Kommen des Reiches Gottes. Dieser Gedanke des Gottesreiches steht in enger Verbindung mit der Erlösung. Auch hier ist das was Jesus verkündigt hat, nicht ohne Wurzel; es wächst heraus aus dem gemeinsamen Bewußt des jüdischen Denkens und Handelns. Jesus ebrte die Abora, das mosaische Gesetz, und zwar keineswegs gegen dasselbe. Seine sittliche Forderungen sind nicht schlechthin neu, denn sie berufen sich im großen und ganzen mit den Forderungen der Propheten. Die Grundgedanken der Ethik Jesu wachsen aus der jüdischen Ethik heraus, und sie sind keineswegs so schlicht und einfach, sondern sie erfordern ein eingehendes Studium. Sie beruhen auf der vollkommensten Reinen Gewinnung der inneren Empfindungen und des inneren Zusammenhangs des Willens und des Handelns. Die linke Hand soll nicht wissen was die rechte tut, und wenn wir was ganz besonderes tun wollen, so soll es kein Mensch wissen. Es ist die Autonomie der Sittlichkeit. Aber wenn man auch dies der Grundgedanke der Ethik Jesu ist, so ist sie doch nach lange nicht erschöpfend charakterisiert. Die Hauptfrage ist nun: was verlangt die Ethik Jesu von uns? und hier ergeben sich Mißverständnisse über Mißverständnisse, denn hier ist der Sinn der Forderungen allerdings so hoch, daß er über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Sie erfassen ein eingehendes Verständnis um den Geist zu erfassen, der aus diesen sittlichen Forderungen spricht. Wir müssen hineinwachsen und uns in die Königreich Gottes hineinverleihen und schließt und demütig vor Gott bleiben. So soll der Mensch sein und so soll er sich erziehen, dann wird er eine Seele sein, so wie sie Gott will. Der Mensch ist wie er der Welt angehört, ein Wandel von tausend Dingen. Die Ethik Jesu wird häufig mißverstanden. So ist Jesu, wie vielfach angenommen wird, auch kein Sozialreformer gewesen. Er hat keineswegs daran gedacht, die Schäden der Gesellschaft zu weichen. Er hat es durchaus in Ordnung gefunden, daß die einen herrschen und die anderen dienen. Aber ein großer Unterschied macht das Auge Gottes, das alles sieht. Es kennt die Unterschiede. Wir stehen nun vor der Frage: Ist diese Ethik von Jesu asketisch? aber wir müssen dieses verneinen, denn Jesu Rechnungen und Forderungen, wie sein eigenes Leben, waren niemals asketisch. Aber in seiner Ethik liegt eine ganz außerordentliche Verachtung und Heringschätzung der weltlichen Dinge. Es steht vielmehr alles in engem Zusammenhang mit der Erwartung des kommenden Reiches Gottes, und dieses bilden die Haupt- und Charakterzüge der Ethik Jesu. Er selbst hat seine Gemeinde organisiert, aber er hat seine Apostel hinterlassen, denen er die Vollmacht gab, seine Lehre zu verkünden und er zeigte ihnen wie sie wandern und predigen sollten ohne Geld mit dem Stab in der Hand. Auch der Gedanke einer Weltmission lag Jesu fern, denn sein Werk ist erst mit seinen Jüngern weiter aufgetragen.

Obenwaid-Klub Section Mannheim-Ludmigsbafen. Ein wunderbarer Ausflug war es, den der Obenwaidklub am verfloffenen Sonntag als letzte Programmpunkte unter Führung des Herrn Theodor Darsch und Hölle seinen Mitgliedern bot und ohne Zweifel wird dieser Tag den ca. 85 Teilnehmern auf lange Zeit in angenehmer Erinnerung bleiben. Als Ziel war der Pfälzer Wald zwischen Reusheim und Weidenheim gewählt, der mit Recht von allen Wandersportlern als eine der schönsten Wälder eines herrlichen Pfälzer

valdes anerkannt wird. Das etwas frische, aber trockne Wetter erleichterte das Wandern sehr u. da auch die Wegerhältnisse der ganzen Tour sich als recht günstig erwiesen, waren alle Vorbedingungen zu einer wirklich genügenden Herbsttour gegeben. Die Wanderung begann in Reutstadt und führte in einer kleinen Stunde zu nächst auf die Ruine Wolsburg, deren mächtiges Gemäuer reges Interesse erweckt. Hinauf ging nach kurzer Pause auf den Hüfeln eine Kelspalze mit Schutzgelenber, und weiter zum Bergstein, der ebenfalls von einem Schutzgelenber umgeben ist und von denen ins besonders der letztere eine umfassende Rundblick gewährt. Praktisch war der Blick auf die weiten Wälder ringsum und besonderen Reiz das prächtige herbstliche Farbenspiel der Waldumbräue, das sich lebhaft von dem dunklen Ton der Farnenwälder sich abhob. Der erste Halt war in dem Dorfe Lindenberg vorgesehen, hier wurde die Frühstück in der „Antipollinbe“ beim Bürgermeister Apoll ein genommen. Die frische Witterung hatte den Wanderern Appetit gemacht und so fanden Speise und Getränke die wohlverdiente, sehr eingehende Würdigung. Gegen halb 12 Uhr wurde der Weitermarsch auf den Stoppelkopf angetreten, der nach der vorangehenden Stärkung flott genommen wurde; auch von diesem Bergespitzel das sich schöne Ausblicke, die leider bei der nicht ganz klaren Witterung nicht so recht zur Geltung kamen. Angenehm war der nun folgende Weg über Horrichaus Silberthal und Wägenitz hinaus auf den Kopf und vorzugsweise der Seilzug an der Buhl-Ouelle und Talmüll vorüber nach Deidesheim. Insbesondere an warmen Sommerzeit muß sich hier an dem kleinen Bach prächtig lustwandeln lassen. In Deidesheim war im Wägenitz Hof bei Richard Sachs das gemeine Essen gerichtet, das dem Genossen des altbekannten Gaus alle Ehre machte. Herr Sachs hatte nicht nur in dieser Erkenntnis der Ansprüche eines schiefhängenden Touristenmagens für Quantität sondern ebenso sehr für vorzügliche Qualität gesorgt und es betraf nur eine Zimmern des Zehes sowohl hinsichtlich der Speisen, als des Weine. Die nach Tisch verbleibende Zeit wurde durch Gesang, La und Medien in schäner Weise ausgefüllt und früher, als es gewöhnlich wurde, schlug die Stunde des Abschiedes aus dem gastlichen Hof. Wohlverhalten trafen die Teilnehmer in Ludwigsbafen wieder an. Erwähnt sei noch, daß in diesem Jahre der Klub 29 Damen u. Herren, die alle Touren dieses Jahres mitgemacht haben, mit de goldenen Abzeichen demnach zu dekorieren haben wird. Die Mitglieder des Oberrathsklub, die sehr nach Schluß der Saison in Bücher oder Karten aus der Bibliothek entleihen haben, sind freunlich gebeten, solche an einem der nächsten Freitage im Lokal zurückzugeben.

Der Mannheimer Zither-Klub feierte am letzten Sonntag unter freundschaftlicher Mitwirkung des Tenoristen, Herrn Dr. Müller das Fest seines 30jährigen Bestehens in den Sälen des Volkshauses die kaum hinreichten, um die zahlreich erschienenen Freunde in Mitglieder der Vereinis aufzunehmen. Der Vortrag der Gesamthörte war muntergiltig und bewies eine gute Schulung des Verein unter der Direktion des Herrn W. Linke, der gleichzeitig ein Nummer des Programms, Solo für Klarinette, übernommen hat. Reichen Beifall fanden auch zwei amnunte, dem Besen der Zithrauf die beste angestrichte Quartette. Herr G. Müller sang 4 Lieder in entsefeste durch seinen begabten Vortrag einen solchen Beifall sturm, daß er sich zu einer Zugabe entschließen mußte. Zwischen den ersten und zweiten Teile des Programms begrüßte der 1. Vorführende des Vereins, Herr Gg. Pfisterer die Anwesenden in gedachte in kurzen Worten des leider am Erscheinen verhindert Ehrenpräsidenten, Herrn K. Kuhn, als des Gründers und Hauptredners des Mannheimer Zither-Klubs. Gleichzeitig ernannte, den anwesenden 1. Vorstehenden des Mittelheins, Verbandes deutsch Zithervereine, Herrn Dr. K. Richter, Vorsteher, zum Ehrenmitglied, der sich darauf in längerer Rede über das Wesen der Zithermusik verbreitete. Von Seiten des Heibelberger Zithertranges erhielt der Verein ein schönes Geschenk in Form einer Ansicht (Stich) von Heibelberg; von anderen befreundeten Vereinen waren zahlreiche Glückwunschtelegramme eingelaufen. Den Schluß des Programms bildete ein von Mitgliedern des Solofeumtheaters flospiellierter Einakter. Im Vorabend fand eine kleinere Feier in Soloth „Waldfisch“ statt, bei der einige ältere Mitglieder durch Abentreibung von Medaillen ausgezeichnet wurden und zu dem schöner Verlauf nicht wenig die prächtigen Gesangsvorträge der Herr Vogt, Lust, Mathis und Müller beitrugen. Der Mann mit Verliebzigung auf den Verlauf seines 30. Stiftungsfestgründelnden und wandten wir ihm in seinen edlen Bestrebungen eifrigstes Glückwünschen und Gedeihen.

Aus dem Grossherzogtum.

oc. Heidelberg, 11. Nov. Gestern Abend sprang ein Arbeiter des Zementwerkes Reimen, der in einem falschen Zug gehtigen n während der Fahrt verkrüppelt vom Wagen ab, so daß er mit Hinterkopf auf den Boden fiel und bewußtlos liegen blieb. wurde lebensgefährlich verletzt ins akademische Krankenhaus bracht.

Karlruhe, 11. Nov. In dem angeleglichen Selbstmord Kaufmanns H a s i c h aus Waldmichelbach wird der „Vod. Pr.“ nicht geteilt, doch die Sachlage folgende ist: Der Verstorbene war h. um Einkünfte zu leben; zur Heimreise wollte er den Schnitz hier als 5 Uhr 40 Minuten abends benötigen und ist, wie das Attestrecht andeutet, der Eintrag für die Raht Karlruhe-Wein abgestempelt und zur Abfuhr kouriert. Obgleich verpöthet, wie geküht wurde, den Schnellzug um einige Sekunden, darauf geüht Erregung und mit Atemnot kämpfend in den Wartesaal zu rüdig, daselbst seinen Lederzieher und sein Gepäc niederlegend. Hieranf ging er hinaus auf den Perron, um nach dem Fahrplan zu sehen. Bei seiner Rückkehr in den Wartesaal fand er sein Gepäc nicht mehr vor, was seine Aufregung im höchsten Grade steigerte, und nicht, als in seinem Handkoffer sich Werte befanden. Seine in der abgefehten Aufregung und Hoffungsgeit, die auch aufstie, gemacht-Verforschungen, die er nach um ¼ 7 Uhr fortsetzte, blieben ohne Erfolg. Kurz nach ¼ 7 Uhr wurde er am Eingang des Schloßplatzes sitzend und mit dem Taschentuche Lofe anzuwenden, doch noch leben und nur bedürft, beobachtet, worauf ihm sofortige Hülfe zu teil wurde. Aber die Folgen der seelischen und körperlichen hochgradigen Erregung blieben nicht aus und endigten in Anwesenheit des hilfeleistenden Arztes bald darauf in einem Ueberschlag. Wie der Sektionsbericht hervorhebt, litt der Verstorbene an herari schwerem Herzleiden, das dieselbe unenträglich Schmerzen und Leiden durchmachte mußte und doch seine heftigen Erregungen mit Umlandung nach dem Gehir und die daraus entstehenden Gehirnlängestionen ganz allein b. unumschließlichen Folgen dieses Leidens waren und den Tod herbei führten. Schon im September erlitt der Verstorbene im Bahnh Freiheit einen leichten Schlaganfall infolge der Atemnot. Der Ver storbene lebte im besten Einvernehmen mit seiner Familie und in selbigen geordneten Verhältnissen; Verluste irgend welcher Art, am aller wenigsten infolge von Spekulationen, in die er sich nie stieg, im vollkommen ausgeföhlt. Im Gegentheil, er machte im Septemb d. J. noch eine nymhafte Geschäft.

oc. Willingen, 11. Nov. Am Hintergebäude, Scheune, des Herrn  
Hr. v. d. H. „zum wilden Mann“ brach gestern abend Feuer aus.  
Das Ansehen des B. ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt.  
Der Gehäufte ist nur zum Teil versichert. Die Entstehungs-  
sache ist noch unbekannt.

### Pfalz, Hessen und Umgebung.

\* Spener, 11. Nov. Die Protestationskirche dahier ist nunmehr im Aufbau vollendet, sodass. schreibt der „Evangel. Kirchenbote“, dem Abbruch des Turmgerüsts bereits begonnen werden kann. I. Kante, prädicta in seiner Gliederung sich aufbauende. 100 Mk.







## MARCHIVUM











